

Christliche Spiritualität in säkularer Welt

Jörg Splett, Offenbach

I. Säkulare Welt

1. ‚Welt‘ ist hier nicht eigentlich kosmologisch gemeint (das All), sondern anthropologisch: als die menschliche Gemeinschaft mit allem, was zu ihr gehört (samt ihrem Blick auf das All in „Weltbild“ und „Weltanschauung“). Vor allem zielt das Wort auf den „Geist“, der diese „Welt“ beherrscht. So spricht man von der Welt des Mittelalters, vom „Mann von Welt“, doch auch von „Halbwelt“.

Im genannten Mittelalter war in Europa die Welt kirchlich-christlich geprägt, womit nichts über die Frömmigkeit und Christlichkeit der Menschen, über ihr Glauben, Hoffen und Lieben gesagt ist, sondern nur eine soziologische Feststellung getroffen wird. Im selben Sinn heißt nun die Gegenwart säkular, nachchristlich, nachchristentümlich. Das heißt, der Einfluß der Kirche(n) geht zurück; die Kenntnis des Christentums und seiner Traditionen verliert sich. Darum fehlt auch antichristlichen und -kirchlichen Polemiken das Echo, das sie in der emanzipatorischen Moderne fanden.

Und hieß vor einem Vierteljahrhundert „säkular“ noch: antireligiös, so ist selbst diese Spitze inzwischen gerundet. Die „weltliche Welt“ umfaßt auch den Sektor des Religiösen. Wobei nicht leicht zu sagen ist, was dies sei: jedenfalls hat es mit dem Sinn für Tiefendimensionen zu tun, mit dem Wunsch nach festlicher Überhöhung bedeutsamer Lebenssituationen wie Geburt, Erwachsenwerden, Heirat, mit dem Bedürfnis nach Trost in Unglück, Scheitern, Abschied, Tod, mit der Hoffnung auf Halt in den Unsicherheiten des Lebens und der Sehnsucht nach Sinn.

2. In dieser „Welt“ steht die Kirche, und zwar so, daß zugleich umgekehrt auch diese Welt in ihr, der Kirche, heimisch ist; also mitnichten bloß „draußen“, sondern durchaus drinnen, vom Gemeindeleben bis in die Theologie, und selbstverständlich, ohne vor den Orden haltzumachen. Man spricht vom Schwund der „Milieus“.¹

Andererseits zerfallen sie nicht schlicht ersatzlos; sondern es bilden sich neue übergreifende Formationen. Karl GABRIEL hat für die katholische Kirche bei uns fünf Sektoren beschrieben:² 1. den fundamentalistischen (KEHL: katholika-len), restaurativ, auf die Vorkonzilszeit fixiert und entschieden modernitätskritisch; 2. den gemeindeorientierten („expliziten“), der engagiert das kirch-

1 Siehe als einen Titel für andere (samt dort genannter Literatur): M. KEHL, *Wohin geht die Kirche?* Eine Zeitdiagnose, Freiburg 1966 u. ö.

2 *Christentum zwischen Tradition und Postmoderne*, Freiburg 1995, 177–192 (hier nach KEHL 45–47).

liche Leben in der Ortsgemeinde mitträgt (ohne Übernahme aller Normen im privaten Bereich, besonders in der Sexualmoral); 3. den Sektor latenter oder „diffuser“ Christlichkeit, familien-, besonders kinderzentriert, im Blick auf Feste wie Weihnachten oder St. Martin und die Lebenswenden (Taufe, Kommunion). Liegen diese Sektoren tatsächlich als solche nebeneinander, auch wenn die Grenzen mitunter verschwimmen, so schließen die folgenden beiden sich nicht einfach an, kommen vielmehr z. T. „über“ den dreien zu liegen. Dies sind 4. der Sektor formaler Organisation, also der vielen durch einen Arbeitsvertrag an die Kirche Gebundenen (der „Hauptamtlichen“), und 5. der „Bewegungs“-Sektor, der seinerseits sich nochmals pauschal gliedern läßt: in spirituell-charismatische Gruppen und basisgemeindlich-politische.

3. Schließlich ist wohl eigens die erstarkte „religiöse Konkurrenz“ anzusprechen. Auch dies bildet einen (wie schon anklang, neueren) Aspekt der säkular(isiert)en Welt. Die Christen sind nicht mehr unter sich – in der Breite von den großen Kirchen bis zu Freikirchen und „Sekten“. Es gibt Konversionen zum Islam wie auch zum Judentum, sodann zu verschiedenen, bei uns unterschiedlich aktiven östlichen Religionen. Dazu kommt, wie KEHL schreibt, die „religiöse Szene“ (früher: „Jugendreligionen“, „New Age“), wiederum einigermaßen gefächert: ökologisch, naturwissenschaftlich, „alternativ-medizinisch“, psychologisch, feministisch... auch okkult und nicht zuletzt satanisch.

Auch von diesem Ambiente gilt, daß es schon lange nicht mehr „draußen vor“ bleibt; genannt seien nur Reinkarnation und Astrologie. Esoterik begegnet nicht bloß auf Wochenenden kirchlicher Bildungseinrichtungen oder in Zirkeln von Studentengemeinden, kirchliche Buchhändler schaffen ihr Platz in den Regalen, und katholische Verlage nehmen sie ins Programm. Wie sollten sich da gerade die Orden verschließen.

II. Christliches Leben

Demgegenüber ist nun zuerst grundsätzlich zu klären, was die Christlichkeit einer Lebenssicht und -einstellung ausmacht, ehe diese mit der heutigen Situation konfrontiert werden kann. Dabei versteht solche Klärung sich weniger inhaltlich als sozusagen „physiognomisch“; im Blick steht nicht vor allem das Credo oder ein Katechismus, sondern die Perspektive, in der Welt und Leben erscheinen, das „Licht“, in dem sie sich zeigen. Freilich verdankt eben dies sich entscheidend den Glaubensgehalten, dem Inhalt der Botschaft.

1. Grundlegend ist hier der Schöpfungsgedanke. Diese „wunderbare“ Gründung der Natur von Welt und Mensch wurde im Lauf der Geschichte wohl zu sehr von ihrer „wunderbareren“ Erneuerung überdeckt. Dabei steht gerade mit diesem Gedanken die Bibel gegen die Übermacht der Weltweisheit in Ost wie West. Für die ist das Dasein ein Unglück, dem Menschen das Beste, nicht geboren zu sein. Und will man schon nicht die Vielheit als solche zum Unglück erklären, dann doch jedenfalls – im Gegensatz zum Geistigen – das Materielle.

Gegen eine solche Weltsicht hatte das junge Christentum nicht nur nach außen, sondern auch nach innen zu kämpfen: mit einer Gnosis, die sogar den Schöpfergott mitsamt der Schrift des Alten Bundes als finster und böse denunzierte. Erst aus der Sensibilisierung für das Bedrohtsein der Schöpfung rücken heute die Maßstäbe wieder zurecht – allerdings, wie noch zu sehen, mit neuen Gefahren.

Die Schöpfungsbotschaft sagt ein Doppeltes: 1. ist alles, was ist, gewollt. Was immer Menschen sagen mögen: keiner und keine ist passiert, jeder und jede gerufen. Zwar wurden wir nicht gefragt, sehr wohl aber zum Sein ge- und berufen, eingeladen (vgl. Mt 14, 16 ff.). 2. Gewollt und gerufen sind wir nicht aus irgendeinem Bedürfnis, d. h. zu einem Zweck, aufgrund einer Not, die wir zu wenden hätten. Der Schöpfer bedarf seiner Schöpfung nicht im geringsten, das Spiel von Gemeinschaft, Hingabe, Empfang und Weitergabe lebt er ewig dreieinig in sich und wäre nicht im mindesten weniger herrlich und göttlich, wenn er nicht schüfe/geschaffen hätte. Ruft er das Geschöpf aber nicht für eigene Zwecke ins Leben, dann bleibt nur eines: er schafft es – kantisch gesprochen – als „Selbstzweck“, also um des Geschöpfes selber willen.

2. Dieser Gedanke ist so ungeheuerlich, daß er auch in der biblisch-christlichen Tradition immer wieder verdeckt worden ist. Als wären wir doch, wie in anderen Schöpfungskonzepten, als Sklaven der Gottheit gedacht (etwa zur Auffüllung der durch den Engelabfall dezimierten himmlischen Chöre). Wo indes diese Wahrheit nicht bewußt ist, wird die unvermeidliche Endlichkeit alles Geschaffenen zur Versuchung (Endlichkeit hier nicht bloß zeitlich gemeint – was auch für todlose Geschöpfe immerhin bzgl. ihres Anfangs gilt, sondern vor allem [gleichsam räumlich] seinshaft-gehaltlich: Begrenztheit).

Was ein endliches Seiendes positiv ist und hat, kann stets nur begrenzt sein. Buchstäblich grenzenlos aber ist, was es nicht hat/ist. An solcher „Frucht“ die Liebe messend, der es sich verdankt, empfindet es diese unvermeidlich als karg. An der begrenzten Gabe die unbegrenzte Zuwendung zu erkennen vermag nur jenes Auge des Herzens, dem sich die völlige Ungenötigtheit dieses Gebens offenbart hat.

Daß der Mensch angesichts seiner Abhängigkeit sich durch die Schlange vom Mißtrauen hat einnehmen lassen, ist die zweite – dunkle – Komponente biblisch-christlicher Spiritualität. Wer den Zweifel ins Vertrauen zieht, hat das Vertrauen in Zweifel gezogen und damit die Basis zerstört, auf der allein Herz zu Herz zu sprechen vermag. Vertrauen sei gut, „Kontrolle besser“, heißt es seither, und sobald Schönes begegnet: es sei „zu schön, um wahr zu sein“. (Die Schrift spricht von „Kleinglauben – oligopistia“ – Mt 17, 20.)

3. Gott aber setzt sich – in seinem Sohn – diesem Mißtrauen aus. Es kann nur mit mörderischer Abwehr reagieren; denn wie anders soll ihm in seiner Finsternis das Licht erscheinen denn als blendend = blind machend, zerstörend? Das zu erwartende Geschick solcher Sendung der Liebe nimmt der Sohn bis

zum äußersten (Joh 13, 1) auf sich. Er stirbt nicht bloß daran, sondern bleibt eben darin dem Auftrag bis in den Verlassenheits-Tod treu.

Damit aber sind – „wider alle Hoffnung“ (Röm 4, 18) – Vertrauen und Glauben erneut in der Welt. Was der Sterbende ihr „übergibt“ (Joh 19, 30), ist der Geist, der dies ermöglicht und trägt; aus dem aufgerissenen, entleerten Herzen tropfen Blut und Wasser als Quell einer „neuen Schöpfung“.³ Zu Schöpfung und Gefallensein tritt als drittes Moment das Erlöstsein.

4. Damit ist ein letztes Strukturmoment christlicher Spiritualität zu benennen: ihr – wie im Adjektiv schon angesprochen – Christus-Bezug. Seiner Situation wird der Mensch bewußt im Gegenüber zum Gekreuzigten.⁴ „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir. Soweit ich aber jetzt noch in dieser Welt lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich dahingegeben hat“ (Gal 2, 20). „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder ob wir sterben, wir gehören dem Herrn“ (Röm 14, 8). Und eben derart – mit ihm – zum Vater.

Christus-Bezug meint so zu keiner Zeit ein isoliertes Zwei-Eins. Bei ihm sein heißt, sein Leben teilen, und dieses ist Sendung. Leben mit Christus bestimmt sich demgemäß doppelt: einmal trinitarisch; denn in Christus ist der Erlöste gnadenhaft hineingenommen in das innere Geschehen zwischen Vater, Sohn und Geist in ihrem wechselseitigen Für-einander. Es ist sodann hienieden kirchlich; denn wie schon Schöpfung auf den Bund abzielte, so erscheint die innergöttliche *communio* im Leib und Volk Jesu Christi, in der Gemeinschaft seiner Schwestern und Brüder.

III. Heute

Nun leben die Christen nicht zeitlos jenseits, sondern in der Welt, die wir als säkular(isiert)e bedacht haben. Fraglos besteht die Gefahr, ja die Versuchung, sich ihr anzubequemen. Mitunter auch darum, weil man es sich selber bequem macht; doch sehen wir davon ab. Häufiger und gefährdender will man es deshalb, weil man den Menschen, zu denen man sich gesandt weiß, nicht unbequem sein will. Zwar geschieht auch dies teils aus Bequemlichkeit, ernstlich jedoch aufgrund der Pastoralmaxime, die Menschen seien „dort abzuholen, wo sie stehen“. Die Menschen draußen wie in den Gemeinschaften der Nachwuchs.

1. Ich treibe und übertreibe die Skizze zur Karikatur – schon darum, weil sie derart niemand von uns trifft. Das erlaubt, gelassen zu bedenken, wo sich vielleicht doch schwache Anklänge finden. – Anpassung also: sie geschieht zunächst in unkritischer Übernahme herrschender Sprach- und Denkregelun-

3 Dazu die Etymologie von ›quellen‹ (= träufeln).

4 IGNATIUS V. LOYOLA, *Exerzitienbuch* Nr. 53.

gen. Mancher empfiehlt sich, indem er die Verdrossenheit teilt und seinerseits das Gefühl der Ausweglosigkeit schürt. Man findet sich im Mißtrauen gegen „die da oben“, seien es staatliche Autoritäten, seien es Bischöfe oder der Papst, und beruft sich für solche Verschwisterung „von unten“ obendrein auf das Jesus-Wort von den „Armen und Kleinen“.⁵

Man unterstreicht die Negativerfahrungen des Lebens und stimmt in jene Ver-teufelung des Irdischen ein, die traditionsgemäß der kirchlichen Erziehung vorgehalten wurde, inzwischen aber zum Dogma in Literatur und Medienwelt avanciert ist. „Sensibilität“ beweist sich durch Wehleidigkeit, Wachheit in der Kultivierung des Gefühls, zu kurz zu kommen, ja stets schon zu kurz gekom-men zu sein. Wenn alle Opfer sind, entfällt die Frage nach Tätern, nicht zuletzt nach den „Tätern des Wortes“ (Jak 1, 22).

Vor allem die Angst macht Karriere, bis zur ausdrücklichen Übernahme des Imperativs: Ängstige deinen Nächsten wie dich selbst, gerade zur Jahrtau-sendwende. Und dies wiederum auf allen Ebenen und in den unterschiedlich-sten Dimensionen bis zu einer allumfassenden Apokalypik.

Dem entspricht schließlich, daß man Ressentiments gegen moralische An-sprüche schürt, besonders in der Sexualmoral, und Mißtrauen unterstützt ge-genüber einer Ethik des Verzichts, des Wartens und Sich-Geduldens. Sie wird als inhuman und ressentiment-geladen verdächtigt, während diese Prädikate doch oftmals gerade auf solch mißtrauische Kritik und ihre Vertreter zutref-fen. – Gehör jedoch finden sie darum, weil Moral tatsächlich stets ein „un-glückliches Bewußtsein“ (Hegel) bedeutet, nämlich das Bewußtsein einer schmerzlichen Differenz zwischen Sollen und Sein, welche erst beim „Ge-rechten“ aufgelöst ist: der steht nicht mehr „unter dem Gesetz“, weil er in ihm lebt (und/oder es in ihm).

Die Argumente solch zeitgemäßer Moral- und Kirchenkritik richten sich be-zeichnenderweise vor allem auf Fehlhaltungen und Einseitigkeiten der Ver-gangenheit. Das ist verständlich, soweit die Jugend der Kritiker davon verdü-stert und beschwert worden ist; aber damit ist es nicht schon legitimiert.

Screwtape erklärt es dem Unterteufel *Wormwood* im 26. Brief seiner *Dienst-anweisungen*: „Die Modeströmungen des Denkens benützen wir, um die Auf-

5 Auch die Parole „Jesus ja – Kirche nein“ ist unter dieser Rücksicht zu prüfen. So sehr es eine Anfrage an uns darstellt, daß „Er ‚moderner‘, ‚heutiger‘ [wirkt] als wir, seine Kir-che“ (*Gem. Synode I*, Freiburg 21976, 101 f. [Unsere Hoffnung]), so sehr gilt andererseits, daß man sich einen Jesus nach seinem Gusto zurechtmachen kann, um sich derart der Last und dem Ärgernis des fortlebenden und derart mich einfordernden Christus zu entziehen. Am Schluß steht dann eine „Art religionsfreundlicher Gottlosigkeit, gewis-sermaßen in einem Zeitalter der Religion ohne Gott“ (J. B. METZ, *Die Rede von Gott angesichts der Leidensgeschichte der Welt*, in: *StdZ* 210 [1992] 311–320, 312). Um nur einen Beleg anzuführen: P. KNITTER (nach seinem Schritt über den „theologischen Ru-bikon“): „Unser Absolutes ist nicht Christus, noch nicht einmal Gott. Es ist vielmehr so-teria – menschliche Erlösung...“ *Horizonte der Befreiung*. Auf dem Weg zu einer plura-listischen Theologie der Religionen, Frankfurt/M. 1997, 212.

merksamkeit der Menschen von den ihnen wirklich drohenden Gefahren abzulenken. Wir richten den modernen Entrüstungsschrei in jeder Generation gegen jene Laster, von denen sie am allerwenigsten zu fürchten hat. Dafür fixieren wir ihre Zustimmung auf jene Tugend, die dem Laster, dem wir die Vorherrschaft geben möchten, am nächsten liegt. Das Spiel besteht darin, alle mit Feuerlöschern umherjagen zu lassen, wenn in Wirklichkeit eine Überschwemmung hereinbricht... Zeiten der Grausamkeit warnen wir vor Sentimentalität, Zeiten der Weichlichkeit und des Müßigganges vor bürgerlicher Ehrbarkeit, Perioden der Geilheit vor dem Puritanismus. Und sooft die Menschen sich beeilen, Sklaven oder Tyrannen zu werden, machen wir den Liberalismus zum Hauptsündenbock...“⁶

„Bewältigung der Vergangenheit“ würde demgegenüber gerade auch die Überlegung einschließen, daß den damals unbefragten Fehlhaltungen vermutlich Ausfälle beim hier und heute Selbstverständlichen entsprechen.⁷ – Aber es geht um mehr, nämlich um den evolutionistisch-historischen Charakter des modernen Bewußtseins überhaupt, den *Screwtape* als „überaus nützlich“ empfindet. „Gelingt es uns nun, die Menschen [statt ‚Ist es gerecht? Ist es klug? Ist es möglich?‘] fragen zu lassen: Ist es in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Zug unserer Zeit? Ist es fortschrittlich oder reaktionär? Bewegt sich die Geschichte in dieser Richtung? – dann werden sie die eigentlichen Fragen vernachlässigen, und die Fragen, die sie stellen, sind natürlich unbeantwortbar, denn sie kennen ja die Zukunft nicht. Was aber die Zukunft sein wird, hängt in der Hauptsache von den Entscheidungen ab, die fällen zu helfen sie die Zukunft anrufen“ (ebd.).

Ich möchte also auf zwei Dinge aufmerksam machen. Einmal auf konkrete Anpassungen, sei es z. B. in der Beklagung einer früheren repressiven Sexualmoral, sei es in der Warnung vor Vernachlässigung sozialer Aufgaben durch exzessive Frömmigkeit (als bestünde bei uns die reale Gefahr, die Menschen könnten zu viel beten, und als wären die großen Helfer und Helferinnen nicht immer große Betende gewesen).

Sodann auf die Maxime der Anpassung überhaupt. Mit Kardinal Henri de LUBAC gesagt: „Wie kann ich angepaßt sein? Frage zuerst: Wie soll ich überhaupt sein?“ „Früher wollte man das Christentum ‚verteidigen‘. Heute will man es ‚anpassen‘. Zwei vorzügliche Absichten! Nur vergaß man damals vor lauter Sorge, es zu verteidigen, zuweilen zu fragen, was denn das Christentum sei. Die gleiche Gefahr droht heute einer allzuweit getriebenen Anpassung.“

6 C. S. LEWIS, *Dienstanweisung für einen Unterteufel*, hier nach der Ausgabe München 1981, 156 f.

7 Wenn beispielsweise THAMER TÖTH in seinem vielgelesenen Predigtwerk *Die Zehn Gebote*, (Freiburg 1931, 1936, 6o. J., 161) schreibt, daß unter hundert Verlorenen 99 ausschließlich wegen Unkeuschheit verdammt würden, dann könnte uns das danach fragen lassen, an welchen Punkt des oben berufenen „Pendelausschlags“ sich moderne Jugendpastoral befinde.

Wobei, erlaube ich mir einzufügen, die Spannweite von „Bindestrich-Theologien“ bis zu wirtschaftspolitischen Demonstrationen reicht. Um es in ein drittes seiner „Glaubensparadoxe“ zusammenzufassen: „Nichts ist vom Apostolat verschiedener als Propaganda.“⁸

2. Doch könnte gerade die Sorge, diese Gefahr zu vermeiden, auf die entgegengesetzte, ebenso unangemessene Strategie verfallen. Das ergäbe eine Anpassung *e contrario*, die sich das Gesetz ihres Handelns dadurch vorschreiben ließe, daß sie nur oder doch vorwiegend reagiert. Würde bei direkter Anpassung die eigene Vergangenheit verworfen (sei es im Vergessen ihrer, sei es in nicht vergessen könnender ständiger Auseinandersetzung mit ihr), so wird sie jetzt zur Norm. Zumeist freilich nicht als diese: als vergangene Zeit; man stellt dem Heute nicht das Gestern entgegen, sondern vielmehr das „alte Wahre“, indem man, vermeintlich ewigkeitsbestimmt, es grundsätzlich ablehnt, sich auf eine bestimmte konkrete Situation einzulassen. Auch dies sei hier unter bloßer Reaktion aufgeführt, da es keines psychologischen Aufwands bedarf, um zu erkennen, daß hierbei mit Starre auf die Bedrohung zu stark empfundenen Wechsels geantwortet wird.

In diesem Fall nähme man also die Tiefe des Umbruchs nicht ernst und verteidigte demgegenüber Glaubens- und Lebensformen – nicht der Ewigkeit (die gibt es nicht), sondern einer bestimmten zurückliegenden Zeit, z. B. des 19. Jahrhunderts oder auch des frühen zwanzigsten. Statt die Zeitgenossen dort „abzuholen, wo sie stehen“, würde man sie vor die Wahl „Vogel, friß oder stirb“⁹ stellen. Wenn man sich nicht schmollend zurückzieht, um sich an die zu halten, die einen noch hören.

Damit ist, wie gesagt, eine Karikatur geliefert, die auch nicht weiter ausgemalt werden soll; doch ebenso dürfte unstrittig sein, daß sie nicht bloß eine abstrakte Gefahr heutigen Glaubenslebens und -zeugnisses anspricht.

Obendrein ergibt sich hier gerade eine eigentümliche Verbindung zur vorher bedachten Anpassung, insofern eben ganz „heutige“, also geschichtslose Zeiten eine eigentümliche Vergangenheitssucht entwickeln. Neben Tut-ench-Amun oder den Staufern können dann auch alte liturgische Formen zum Bedürfnis werden. So wäre dann eben die Gestrigkeit „up to date“ und als religiöse Folklore erwünscht und reklamewirksam.

3. Andererseits gibt eben dies uns ein wichtiges Stichwort. Wir haben in der Tat zu bedenken, daß wir nicht ohne Vergangenheit sind; daß uns eine Tradition überkommen ist, die kostbaren Besitz bedeutet. Und zwar zunächst schon

8 H. de LUBAC, *Glaubensparadoxe*, Einsiedeln 1972, 22, 23, 17.

9 So D. BONHOEFFER kritisch zu K. BARTH; *Widerstand und Ergebung*. Briefe u. Aufzeichnungen aus der Haft, Neuausg. München 1970, 312. Gegen die andere Fehlform hat er sich bekanntlich unter dem Titel der „billigen Gnade“ gewandt; Nachfolge (1937), München ¹⁰1971, 13–27.

ganz untheologisch: Es gibt eine christliche und monastische Tradition der Menschenkenntnis und -behandlung, aus der Selbst- und Berufserfahrung von geistlichen Lehrern, der gegenüber so mancher wissenschaftlich-psychologische Fund (von der Flut der Sachbücher ganz zu schweigen) geradezu naiv anmutet. – Wir haben eine Tradition des Trostes, geistig-seelischer Hilfeleistungen, des Umgangs mit „Trockenheit“, Dunkelheit, Sinnlosigkeitserfahrung, der Bewältigung von Versagen und Schuld, der Selbstannahme und der Annahme des uns zugemuteten Nächsten; Erfahrungen in Methoden von Gebet und Versenkung, in der Vermittlung von Aktion und Kontemplation, von Frömmigkeit und Berufstätigkeit.

All das braucht uns nicht daran zu hindern, offen für etwa östliche Angebote zu sein; im Gegenteil befähigt erst diese Kenntnis dazu, weil nur sie eine „sachverständige“ Aufnahme zuläßt. Sonst sind schwerwiegende Mißverständnisse unvermeidlich, die nicht bloß Enttäuschungen, sondern Gefährdungen bis hin zum Selbstverlust zur Folge haben können. (Auch hier gilt ja, daß nur dem gegeben wird, der hat.)

Aber man ist eben nicht *bloß* auf diese Angebote angewiesen. Es gibt eine Pflicht zu gesundem christlichem Selbstbewußtsein (in ruhigem Widerspruch zu einem heutigen „Dogma“;¹⁰ so verständlich und sympathisch es ist: zuerst, ja *nur* die anderen hätten recht). Dies übrigens auch darum, weil zu dieser unserer Tradition nicht bloß nebensächlicherweise die Erinnerung an Krisen und Umbrüche, an Aporien und Endzeiterwartungen gehört.

Solches Sich-erinnern heißt kultisch „Anamnese“, und sie verbindet sich im Kult mit Hoffnung und Bitte. Streng genommen geht es sogar um mehr als Verbindung: eins ist die Kehrseite des anderen. Anamnese ist nämlich Gedächtnis von Taten, zu deren Wesenssinn es gehört, Versprechen und Verheißung zu sein.

Wenn Israel sich am Osterfest daran erinnert, von seinem Gott aus Ägypten herausgeleitet zu sein, dann geschieht das nicht in der Weise jener Proteste von Kibrot-Taawa, am Wasser von Massa und Meriba oder vor Amalek (Ex 16; 17; Num 11; 14; 20). Vielmehr so, wie damals das rechte Gedächtnis die Zuversicht einschloß, ins Gelobte Land zu kommen, spricht der Fromme *in* diesem Land nun von jenem Anfang, um zu bekennen, daß er weiter auf die Zuverlässigkeit seines Gottes vertraut, für sich und sein Volk bis zur messianischen Vollendung.

Anthropologisch grundsätzlich gesprochen: Dankbarkeit blickt nie bloß zurück, sondern bewährt sich im Vorausblick. Dankbarkeit fordert, nein; *ist* – als auf die Zukunft gerichtet – Hoffnung. Oder im Gegensinn: Hoffnungslosigkeit ist Undankbarkeit.

10 K. HEMMERLE hat es seinerzeit ein Jugend-Dogma genannt: *Profil der Jugend*, in: *StdZt* (1982) 579–583, 580 f.

Das erklärt den auf den ersten Blick merkwürdigen Vorwurf Jesajas gegen den resignierenden König Ahas, er falle Gott lästig (eben durch den Verzicht darauf, ihn mit Heils- und Heilzeichenwünschen zu belästigen). Gott erwartet von den Seinen, daß sie etwas von ihm erwarten, und er hat – so sieht es Jesaja – Grund und Recht zu dieser Erwartung, weil er erwiesen hat, daß man von ihm etwas erwarten darf, daß man nicht umsonst von ihm Hilfe erhofft.

IV. Geistes-Gegenwart

Wenn Charles PÉGUY Gott sagen läßt, der Glaube, den er am liebsten habe, sei die Hoffnung,¹¹ so nimmt er damit nur auf, was im Hebräerbrief steht: 11, 1. Zuerst und grundsätzlich geht es also um christliches Hoffen. Menschen solcher Herkunft dürfen nicht meinen, ohne Zukunft zu sein – wie immer es um die konkreten innerweltlichen Aussichten stehe. Und derart gelassenem Blick mögen sich dann auch konkrete Hoffungsgründe und Handlungsansätze zeigen, die panische Angst oder introvertierte Resignation nicht wahrnehmen könnten. Hier liegt die zweite Chance einer Rückbesinnung auf das zeitgemäß anzueignende Erbe an Schätzen christlicher Erfahrung.

Man spricht davon, daß wir in „winterlicher Zeit“, oder in Wüstenzeiten leben. Wüste meint Anfechtung und Bedrohung, Ort der Bewährung. Eine Lage, die Angst macht. Angst aber ist einer der gefährlichsten Berater. Das Fehlverhalten, zu dem sie versucht, ließe sich psychologisch im Dreischritt erörtern: Flucht, Aggressivität, resignierende Depression. Hier wurde – sozusagen quer dazu – auf die Gefährdungen von Absetzung und Angleichung abgehoben.

1. Nicht selten hört man, wenn nach zwei Jahrtausenden aus dem Christentum nicht mehr geworden sei, dann müsse man es halt mit etwas anderem versuchen. Einmal fehlt dabei Kierkegaards Unterscheidung von Christentum (Botschaft) und Christenheit (Christen). Einschlägig hier auch das Theorie-Praxis-Problem (Theorien werden u. U. durch die Praxis falsifiziert; Imperative falsifizieren die Praxis). Sodann verkennt man, daß anders als bei Wissenschaft und Technik im Substanziellen ein Fortschritt (der schon beim Einzelnen fraglich ist) keinesfalls über Generationen hinweg gedacht werden kann. War der Vater fast heilig, hat nicht der Sohn bloß den Rest der Wegstrecke vor sich. Jeder beginnt für seine Person, und die Jahrhunderte zählen nicht.

Was also für Christen ansteht, ist, was immer anstand: Christ zu werden. Das erste und alles entscheidende Gegenüber für jeden Christen ist Jesus Christus – und im Geiste mit ihm „unser“ Gegenüber: sein und unser Vater. – „Für uns Menschen und zu unserem Heil“ ist er gekommen; aber doch nicht dazu, daß es nun auch uns zu allererst um uns und unseresgleichen gehe, sondern um uns von uns zu befreien: zum Dienst an der Ehre des Vaters.

11 Eingangssatz von: *Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung*, Einsiedeln 1980.

Vor allem aber werden sie sich das gesagt sein lassen, was sie bei Mt 10, 19 f. lesen: „... macht euch keine Sorgen, wie und was ihr reden sollt; denn es wird euch in jener Stunde eingegeben, was ihr sagen sollt. Nicht ihr werdet dann reden, sondern der Geist eures Vaters wird durch euch reden.“ Dort (wie in den Parallelstellen Mk 13, 9 ff.; Lk 21, 12 ff.) wird vom Glaubens-Zeugnis vor Gericht gesprochen. Das ist, wie wir wissen, für Christen in dieser Welt nach wie vor aktuell; doch nicht mehr hierzulande. Auf Zivilcourage freilich kommt es auch bei uns an: am Arbeitsplatz wie in der Freizeit, weniger Drohungen gegenüber als angesichts von Erstaunen und Spott, nicht vor Feinden, sondern vor Freunden, vor Mitbrüdern und -schwestern.

2. In der Todeszelle hat Pater DELP eine Meditation über das „Gesetz der Wüste“ geschrieben.¹² Er nennt sie „eine der fruchtbaren und gestaltenden Räume der Geschichte“. „Es steht schlimm um ein Leben, wenn es die Wüste nicht besteht oder sie meidet... Die Wüste gehört dazu. Die ‚Preisgegebenheit‘ nannte das ein lieber Mensch, dem ich für dieses Wort danke. Allein und geschützt den Winden und Wettern, dem Tag und der Nacht und den bangen Zwischenstunden preisgegeben. Und dem schweigenden Gott. Ja, auch dies ist eine, nein, es ist die Preisgegebenheit. Und hier wächst die zur Erlangung der Freiheit wichtigste Tüchtigkeit des Herzens und Geistes: die Unermülichkeit. – Ich will keine Ode an die Wüste schreiben. Wer sie bestehen mußte und muß, wird mit Ehrfurcht von ihr sprechen und mit der leisen Verhaltenheit, mit der der Mensch sich seiner Wunden und seiner Schwäche schämt... Aber sie gehört dazu.“

Das ruft nochmals zum Rückblick. War zuvor von drohenden Fehlhaltungen angesichts der Wüsten-Situation die Rede, so zeigt sich jetzt als tiefere Versuchung die, zu meinen, es hinge vor allem an unserem „Wollen und Laufen“ (Röm 9, 16). Daß damit nicht für Untätigkeit plädiert wird, braucht nach dem Bisherigen nicht eigens klargestellt zu werden. Von Gelassenheit und insbesondere von Gottvertrauen sollte man nicht erst und deshalb sprechen, wenn und weil „sonst nichts zu machen“ ist. So wie auch die Stunde des Gebetes nicht erst dann schlägt, wenn der Redensart zufolge „nur noch beten hilft“. Obwohl der Mensch vielleicht solcher Lagen bedarf, um zur Besinnung zu kommen. Dann hält man inne.

3. So kann der Blick sich aus der Fixierung „nach vorn“ (wie bei einer schwierigen Fahrt durch Nacht und Nebel) lösen. Aus der Zeit-Horizontalen hinaus wird der Mensch zum Aufblick befreit: zur Aufmerksamkeit auf die Gegenwart des allen Zeiten gleich-zeitigen Ewigen. Statt nostalgischer Sehnsucht nach gestern und ängstlicher Furcht vor morgen lebt der so Befreite aus „dem Sakrament des Augenblicks“.¹³ Das heißt, aus der Nähe zum Ursprung. Daß

12 *Gesammelte Schriften*, Frankfurt/M. 1982–1988, IV 219–222.

13 J.-P. de CAUSSADE, *Ewigkeit im Augenblick*. Von der Hingabe an die göttliche Vorsehung, Freiburg 1951; S. KIERKEGAARD, *Einübung im Christentum*, Düsseldorf 1951, 63 (SV XII 60): „Im Verhältnis zum Unbedingten ist nur eine Zeit: die Gegenwart.“

solche Nähe nicht leicht fällt, weil es die Nähe zum Unnahbaren bedeutet, klang an. Auch darum ja die Versuchung zur Flucht in Planungsaktivitäten. Als Heimischwerden in solcher Nähe jedoch hat Martin HEIDEGGER die *Freude* bestimmt.¹⁴

Damit ist also nichts Vergnügliches gemeint (SENECA nennt sie eine strenge Sache¹⁵). Paulus schreibt nach Korinth, er werde nicht müde; „wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, der innere wird Tag für Tag neu“ (2 Kor 4, 16). Andererseits muß man die um sich greifenden Süchte aus einem Mangel an dieser Freude erklären.¹⁶

Die Christen nun dürfen – ohne Verdienst und ohne besondere Qualitäten – das *Evangelium*, die Freuden-Botschaft kennen. Diese „Frohbotschaft“ ist keine „gute Nachricht“ – so wenig der Richter mit seinem Freispruch, oder vielmehr: der reitende Bote mit Gnadenerlaß auf dem Richtplatz eine Nachricht bringt (dies tun dann erst die Zeitungen). Es ist keine Mär von gestern oder vorgestern, so lange her, daß sie „schon nicht mehr wahr“ ist.¹⁷ Das Evangelium ist die Weise, wie Er *da* ist. Auch in der Wüste.

*

„Verklagt eure Mutter, verklagt sie! Denn sie ist nicht meine Frau...“ spricht Gott bei *Hosea* zu den Kindern Israels (2, 4). Die Kirchenväter haben solche Texte auf die Kirche bezogen:¹⁸ auf die ganze, Amt und Volk. „Darum verstoppe ich ihr den Weg mit Dornengebüsch und verbaue ihn mit einer Mauer... ich verwüste ihre Reben...“ (2, 8.14). Doch endet es damit nicht. Der Ankläger selbst spricht davon, die Verführbare seinerseits wiederum zu „verlocken. Ich will sie in die Wüste hinausführen und ihr zu Herzen reden“ (2, 16).

14 „Das ursprüngliche Wesen der Freude ist das Heimischwerden in der Nähe zum Ursprung.“ *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung*, Frankfurt/M. 31965, 24.

15 AD LUCIL. III 2 (23).

16 Thomas v. AQUIN, *De malo* 11, 4: In Ausschweifungen flüchten sich die Menschen, weil sie vor der Traurigkeit fliehen.

17 G. W. F. HEGEL (*Dokumente* [J. HOFFMEISTER], Stuttgart 1936, 358): „In Schwaben sagt man von etwas längst Geschehenem: es ist schon so lange, daß es bald nicht mehr wahr ist. So ist Christus schon so lange für unsere Sünden gestorben, daß es bald nicht mehr wahr ist.“

18 H. U. v. BALTHASAR, *Sponsa Verbi*, Einsiedeln 1961, 203–305: *Casta Meretrix*. (Die Verszählung folgt hier der Einheitsübersetzung, der Text zum Schluß der Zürcher Bibel, dort 2, 14.)